

Interview mit Agnes Tom, Leiterin des Baby Haven, Namibia, Frühjahr 2008
Journalist: Burkhard Plemper, Hamburg [aus dem Engl. übersetzt von Michaela Fink]

Burkhard Plemper: Agnes, Sie haben den Baby Haven ins Leben gerufen. Und Sie werden unterstützt von einer Gruppe von Studierenden aus Deutschland. Wie ist das für Sie? Ist diese Unterstützung etwas, das wirklich notwendig ist oder ist es vielmehr eine schöne Aktivität für die Studierenden?

Agnes Tom: Ich schätze sehr, was die Studierenden hier tun. Ich mag es, unser Leben hier mit ihnen zu teilen, weil wir von ihnen lernen und sie lernen von uns. Und zusammen machen wir den Unterschied. Und das brauchen wir: Leid und Liebe zu teilen, das Leben zu teilen und voneinander zu lernen. In diesem Sinne können wir aus der Welt einen besseren Ort machen.

Burkard Plemper: Was denken Sie, was können Sie hier von den Studierenden lernen?

Agnes Tom: Ich denke wir können von der Art und Weise lernen, wie sie leben. Aber: Wenn Sie heute auf Afrika schauen, dann werden Sie feststellen, dass die meisten von uns nach westlichem Vorbild leben wollen. Wir haben unsere Kultur, unsere Tradition aufgegeben, und wollen dem westlichen Lebensstil folgen. Aber was ist eigentlich die Kultur des Westens? Was genau ist es, dem wir hinterher rennen? Werden wir damit Zufriedenheit erlangen, wenn wir leben, wie die Menschen im Westen? Kennen wir wirklich die westliche Kultur? Oder wollen wir nur komfortabel leben? Aber was ich am meisten an der westlichen Lebensweise und an den Studierenden schätze: sie wollen etwas aus ihrem Leben machen. Es gibt bei den jungen Leuten hier und dort Gemeinsamkeiten: sie trinken, sie gehen in Clubs, um Kontakte zu knüpfen. Aber die Studierenden tun das in einem vernünftigen Maß. Und das würde ich mir auch für uns wünschen.

Burkard Plemper: Was können die Studierenden von Ihnen lernen?

Agnes Tom: Von uns können sie lernen, wie wir das Wenige, das wir haben, miteinander teilen. Wie wir uns umeinander kümmern. Wie wir in unseren Familien zusammenleben, auch wenn wir nichts haben. Wie wir friedlich miteinander in unseren kleinen Häusern leben, ohne Wasser, ohne Elektrizität. Das erstaunt die jungen Leute aus dem Westen, wenn sie hierher kommen.

Burkhard Plemper: Was können die Studierenden aus dieser Erfahrung und mit diesen Eindrücken machen, wenn Sie wieder nach Hause gehen?

Agnes Tom: Ich denke, sie können es gebrauchen für ihre spätere soziale Arbeit. Manche von ihnen kommen auch zurück und arbeiten in Afrika. Sie können für uns hilfreich sein, weil sie schon Vieles über unsere Kultur wissen. Wenn sie „mit uns“ arbeiten und nicht „für uns“, dann könnte das eine große Veränderung für Afrika bringen.

Burkhard Plemper: Sie haben auch immer wieder ausländische PraktikantInnen hier im Baby Haven, die mithelfen und mit den Kindern spielen. Ist es ein Problem, wenn

diese wieder gehen? Sie haben die Kinder im Baby Haven lieb gewonnen und die Kinder lieben sie.

Agnes Tom: Ja, das ist ein Problem, weil es dann wieder ruhig wird im Baby Haven und die Kinder schreien, weil sie sie vermissen. Und wir alle vermissen sie.

Burkhard Plemper: Wie gehen Sie dann mit der Situation um?

Agnes Tom: Wir kehren zu unserer Alltagsroutine zurück. Wir gehen in die Gemeinde, machen dort Besuche. Es gibt Tage, da sind wir traurig, es gibt Tage, da sind wir fröhlich. Wir lernen damit umzugehen.

Burkhard Plemper: Sie arbeiten im Baby Haven - Sie haben viele Kinder dort - Sie arbeiten aber auch außerhalb, in der Gemeinde. Es gibt so Vieles zu tun. Was ist ihr Hauptziel in der Gemeindefarbeit? Und möchten Sie eine Vergrößerung des Baby Havens erreichen oder möchten Sie viele Baby Havens? Was ist jetzt notwendig?

Agnes Tom: Ich würde gerne noch mehr in der Gemeinde arbeiten und einen Baby Haven in jeder Region haben, so dass es nicht mehr passieren kann, dass Kinder von Hunden aufgefressen werden während wir hier sitzen und nichts tun können. Der Grund, warum wir den Baby Haven ins Leben gerufen haben, war, dass es so etwas noch nicht gegeben hat für Babys, sondern nur für Waisenkinder, die schon etwas älter sind, die laufen können, die nach Hilfe suchen können. Aber die Babys, die hatte man vergessen. Wenn Mütter im Krankenhaus sterben und Babys zurücklassen, dann nehmen wir sie auf. Wir wollen aber, dass die Babys wieder in ihre Familien, ins normale Leben, zurückkehren können. Wir wollen, dass sie von Verwandten aufgenommen werden und in einem normalen Zuhause aufwachsen und nicht im Baby Haven.

Burkhard Plemper: Wird in der Gemeinde die Notwendigkeit gesehen, dass für die Kinder etwas getan werden muss? Oder sagen die Menschen, dass ist Privatangelegenheit der betroffenen Familien. Wie wird über das Thema Adoption gedacht?

Agnes Tom: Was ich bei uns Schwarzen beobachte ist, dass niemand Kinder aus dem Baby Haven adoptieren möchte, insbesondere wenn Kinder hiv-positiv sind. Die Leute sagen: „Warum soll ich AIDS in mein Haus holen?“ Bisläng hat es das nur einmal hier gegeben, dass eine schwarze Familie ein Kind von uns adoptiert hat. Das Kind ist hiv-positiv, aber noch nicht aidskrank. Es geht ihm gut. Bei allen anderen Adoptionen handelt es sich um ausländische Adoptiveltern - Weiße aus unterschiedlichen Ländern.

Burkhard Plemper: Aber Adoptionen ins Ausland können ja nicht die Lösung des Waisenproblems sein. Was ist die Perspektive? Was können Sie tun, um die Einstellung der Menschen hier zu verändern?

Agnes Tom: Die Einstellung muss sich innerhalb der Kirche, dem Zentrum der Gemeinde, ändern. Die Kirche muss etwas tun! Sie muss die Realität dieses ungeheuren Leids benennen. Von der Kirche muss die Veränderung ausgehen. Deswegen arbeiten wir sehr eng mit der Kirche zusammen. Wir machen dort

Aufklärungsarbeit und versuchen, das Waisenproblem zum Thema zu machen. Im Gegenzug muss die Kirche uns bei der Vermittlung von Adoptionen helfen.

Burkard Plemper: Es kommen viele Ausländer nach Namibia - aus Europa, aus Nordamerika. Die bringen neue, fremde Eindrücke in Ihr Land. Sie bringen Modernisierung, oder wie auch immer man das nennen will. Sehen Sie darin auch eine Bedrohung für die namibische Kultur? Sie sagen, dass Afrikaner ohnehin sein wollen wie die Europäer oder Amerikaner. Besteht hierin eine Gefahr?

Agnes Tom: Das ist eine Gefahr. Das ist höchst gefährlich! Das sehen wir schon heute. Es ist nicht einfach für uns, zurückzukehren zu dem, was wir einmal waren. Wir haben eine Menge verloren. Wir haben unsere Kultur, unsere Tradition, verloren! Wir sind zurückgelassen mit zerstörerischen Werten, zerstörerisch vor allem für Frauen und Kinder. Wir haben unsere Kultur verloren durch die Verwestlichung - ausgehend vielleicht von der Kirche, der Religion, der Erziehung, oder vielleicht, weil wir auf den Luxus und Komfort des Westens starren und nicht mehr die sein wollen, die wir sind.

Wenn wir zusammenhalten und jede Kirche ein Kind aufnehmen würde - d.h. wenn sich jede Gemeinde um ein Kind kümmern würde - dann würde das Kind kein Waisenkind mehr sein. Das würde es ein normales Kind sein unter den anderen Kindern in der Gemeinde. So wie wir es von der traditionellen Großfamilie her kennen. Eigentlich ist Adoption von Kindern etwas, das in unserer Tradition verankert ist. Denn in der traditionellen afrikanischen Großfamilie war es so: Wenn ich sterbe, dann würden meine Kinder immer noch „Mama“ sagen zu meiner Schwester. Sie würden niemals ohne Mutter und Vater sein. In der afrikanischen Kultur hat es niemals so etwas wie ein Waisenkind gegeben. Heute ist das alles zusammengebrochen - die afrikanische Großfamilie. Auch durch AIDS: Wenn ich vier Kinder habe und meine Schwester, die fünf Kinder hat, plötzlich stirbt, dann habe ich neun Kinder, die ich nicht versorgen kann. Dann entsteht Chaos, weil es nicht genug zu essen gibt. Wir sind traditionell nicht mit Blick auf das Materielle erzogen worden, sondern wir sind mit Liebe, Respekt und Fürsorge aufgewachsen. Jeder Vater war mein Vater und jede Mutter war meine Mutter. So sind wir groß geworden. Und das ist es, was wir heute verloren haben!

Burkhard Plemper: Gibt es einen Weg dahin zurück?

Agnes Tom: Es ist sehr schwer dahin zurückzukehren. Wir befinden uns heute in der Mitte von Nirgendwo. Wo wir hingehen, das wissen wir nicht. Wo wir herkommen, dahin können wir nicht zurück.

Burkhard Plemper: Das ist eine depremierende Aussicht.

Agnes Tom: Sehr beängstigend! Wir haben das Afrika verloren, das wir einmal gekannt haben. Der einzige Weg, es zurückzubekommen, ist - ich weiß nicht - ist zu teilen, was die Älteren noch wissen. Wenn die Jungen nicht finden, das es dummes Zeug ist, was die Alten denken.

Und das sollten wir von den Studierenden lernen: Sie wachsen auf; sie gehen zur Schule; sie bekommen keine Kinder, sondern bauen sich zuerst ihr Leben auf; sie heiraten; sie gründen ein Zuhause. So sollte es sein. Sie haben, was wir einmal hatten. Was wir aber am wenigsten brauchen ist Komfort! Wir sollten das Gute aus beiden Kulturen zusammenzubringen und daraus etwas Neues schaffen.

Burkhard Plemper: Ok. Agnes, können Sie etwas über Ihre Biographie erzählen?

Agnes Tom: Ich bin nur eine gewöhnliche Hausfrau. Ich war nie etwas anderes. Ich habe drei Töchter und, ja, wir arbeiten zusammen. Wir müssen manchmal alle im Baby Haven arbeiten, wenn es turbulent zugeht. Wir haben immer zusammengestanden. Es gab Zeiten, wo auch wir diskriminiert wurden. Die Leute sagten: „Das ist eine AIDS-Familie. Die haben alle Aids.“ Wir haben zusammengehalten und das Beste daraus gemacht. Ja, und einige Jahre später stehen wir hier. Als AIDS bekannt wurde und die Epidemie begann, gingen meine Kinder noch zur Schule. Sie sind mit der Angst vor AIDS groß geworden. Und sie wurden aufgrund unserer Arbeit diskriminiert. Wir haben zusammen geweint, wir haben zusammen gearbeitet. Ja, das war nicht leicht. Für mich persönlich war es z.B. am Anfang schwierig, wenn jemand zu Hause starb. Wenn ich dorthin ging, dann war den Leuten ringsum klar, dass der Mensch an AIDS gestorben war. So musste ich oft im Schutz der Nacht in die Häuser der Verstorbenen gehen, damit niemand es sieht. Auch hier in unserer Straße haben wir viele Menschen durch AIDS verloren. Wenn jemand krank wurde, dann konnte ich nicht einfach dahin gehen, denn wenn mich die Leute sahen - z.B. auch bei Beerdigungen - dann konnten sie sicher sein, dass die Person an AIDS gestorben ist. Auf der anderen Seite hatte ich den Vorteil, nachts alleine als Frau durch die Straßen gehen zu können, ohne Gefahr zu laufen, überfallen zu werden. Ich musste keine Angst haben, weil ich eine „AIDS-Frau“ war. Diese Freiheit habe ich genossen.

Wir haben eine sehr dunkle Ära in der Geschichte von HIV/AIDS in dieser Stadt durchlebt. Wir hatten keine Medikamente. Wenn jemand die Diagnose HIV/AIDS erhielt, dann war das schrecklich. Es war das Ende. Schrecklich auch, wenn niemand nach dem Tod mehr dem Verstorbenen gedachte. Das war sehr traurig, sehr traurig! Heute haben wir die Medikamente. Selbst wenn AIDS letztendlich immer noch zum Tode führt, so erinnert man sich doch an die Toten und sieht sie als Menschen.

Burkhard Plemper: Sie erwähnten auch die Diskriminierung Ihrer Töchter in der Schule, weil sie aus einer „AIDS-Familie“ kamen.

Agnes Tom: Ja, denn ich war immer da, wo AIDS-Kranke waren, wo Sterbende waren. Ich habe in der Gemeinde Aufklärungsarbeit gemacht. Ich wurde im Laufe der Zeit immer mehr mit AIDS in Verbindung gebracht. Und das blieb nicht vor meiner Haustür stehen. Die Leute glaubten, meine ganze Familie habe auch AIDS. Am Anfang hatte ich versucht, einen Kindergarten aufzumachen. Aber dann, als ich eines Tages einen sterbenden Patienten von der Tuberkulosestation des Krankenhauses bei mir zu Hause aufnahm - denn er hatte niemanden mehr - da haben die Leute ihre Kinder zurückgeholt.

Burkhard Plemper: Sie benötigen so viel Kraft für diese Arbeit! Sie machen das nun schon eine sehr sehr lange Zeit. Können Sie das denn noch länger machen?

Agnes Tom: Es gab eine Zeit... es gab viele Zeiten, in denen ich dachte, ich sollte aufhören, ich kann nicht mehr weitermachen. Viele Male fühlte ich so. Ich dachte, das ist der letzte Tag. Ich werde meinen Fuß nicht mehr vor die Tür setzen. Ich will niemanden mehr sehen. Aber ich hatte mir immer Tage ausgesucht, an denen jemand weinend zu mir kam und es war dann mein Mann, der sagte: „Bitte... mach' weiter!“ Dann sagte ich: „Das ist das letzte mal.“ Und dann kam wieder und wieder

jemand, weinend, und ich habe wieder und wieder weiter gemacht. Die schwierigsten Momente sind es, wenn alleinstehende Mutter sterben und kleine Kinder - von acht Jahren abwärts - zurücklassen.

Burkhard Plemper: Sie brauchen eine Menge Unterstützung durch Ihren Mann, um das alles tun zu können, nicht wahr?

Agnes Tom: Ja. Er hat mich immer sehr unterstützt. Wie oft war er mit mir bei der Polizei, um Todesfälle zu melden und zu organisieren, dass die Toten abgeholt wurden. Das war in der Zeit, als man das der Polizei melden musste. Und wenn wir dann an Wochenenden auf der Polizeistation waren, dann wurde da immer heftig gestritten. Betrunkene stritten sich mit der Polizei. Es war chaotisch und wir warteten stundenlang. Das war nicht einfach dort. Deswegen begleitete er mich und wartete mit mir. Auch bei Krankenhausbesuchen begleitet er mich. Er hat mich wirklich immer sehr unterstützt!

Burkhard Plemper: Wir alle werden älter. Sie haben einige gesundheitliche Probleme. Was denken Sie, gibt es Menschen - zum Beispiel Ihre Tochter Lulu - die ihre Arbeit fortsetzen können? Welche Perspektive gibt es für den Baby Haven?

Agnes Tom: Meine Kinder helfen mir schon lange bei meiner Arbeit. Sie möchten soziale Arbeit machen. Und sie möchten meine Arbeit gerne weitermachen. Daneben können aber auch unsere Unterstützer Vorschläge machen, wie es später einmal weiter gehen soll. Auch in unserer Gemeinde gibt es eine Menge Leute, die ich ausgebildet habe, und die geeignet dafür wären. Da habe ich keine Sorge. Selbst wenn ich mich jetzt zur Ruhe setzen würde, es würde definitiv weiter gehen. Der Baby Haven wird heute von der Gemeinde mitgetragen. Diejenigen, die Kinder hierher bringen und an den Wert dieser Arbeit glauben, die tragen diesen Ort mit. Was immer die Leute an Ideen hier einbringen, diskutieren wir gemeinsam und ich lerne viel von ihnen. Und, ja, wir arbeiten als Team. Was wir geschaffen haben wird weiter gehen, auch ohne mich.